Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 199. **Dienstag** den 20. April 1897. **91. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 20. April.

Die Frage des **preußischen Vereinsgesetzes** wird voraussichtlich auch noch nach dem Feste die Kosten der politischen Unterhaltung zum größeren Theile zu tragen haben. Aber eben mehr um der Unterhaltung willen, die sich gern eines allgemein politisch verwerthbaren Stoffes bemächtigt, als weil die Angelegenheit in der That Keime einer nahen Krisis enthält. Jedenfalls hat hinter den Verlautbarungen der „Nationalztg.", daß aus Gründen, die mit dem Vereinsgesetz zusammenhingen, oder doch aus ähnlichen Gründen mit der Wahrscheinlichkeit des Rücktritts des Fürsten Hohenlohe gerechnet werden müsse, „nichts gesteckt". Das Orakel wäre auch höchst wahrscheinlich unverkündigt geblieben, wenn nicht der leitende Redacteur jenes Blattes eine Reise angetreten hätte. Dergleichen Verkettungen sind ja in der Weltgeschichte nichts Seltenes. Uebrigens gehört nicht gerade viel Combinationsgabe dazu, um an die Angelegenheit des Verbotes der Verbindung der Vereine untereinander Verwickelungen anzuspinnen. Denn der Reichskanzler ist für die Aufhebung dieser Bestimmung ohne Frage ernstlich engagirt. Seine von ihm im Reichstage abgegebenen und von Herrn v. Boetticher ergänzten Erklärungen sind ganz unzweideutig. Wenn andere preußische Minister es wünschenswerth finden, daß bei der Gelegenheit einige dem Mißbrauch des Vereins- und Versammlungsrechtes steuernde Bestimmungen in das Gesetz aufgenommen werden, so ist das verständlich. Aber die Erfüllung dieser Wünsche darf nicht zur Bedingung der Einlösung jenes Versprechens gemacht werden, wenn anders man nicht gewillt ist, „zur Bekämpfung des Umsturzes" wieder ein gut Theil Vertrauen und Respect vor der Autorität in die Brüche gehen zu lassen. Es heißt, eine Vorlage über das Vereinsgesetz solle noch in diesem Monat dem Landtage zugehen. Sollten aber die Bemühungen von Collegen des Reichskanzlers, zugleich mit der Aufhebung des § 8 des Vereinsgesetzes gewisse, dem Abgeordnetenhause annehmbare Aenderungen vorzuschlagen, über den Schluß der gegenwärtigen Tagung hinaus fortgesetzt werden, so würde man darin wohl kein Unglück zu erblicken haben. Aber der im nächsten Winter zusammentretende Landtag müßte allerdings unbedingt eine Vorlage, die den § 8 beseitigt, verstehen. Denn bis dahin muß es sich herausgestellt haben, ob man sich in der preußischen Regierung über Anderes einigen kann oder nicht, und eine weitere Verzögerung würde nur noch als Verschleppung der Erfüllung einer feierlichen Zusage aufgefaßt werden können. Und nicht lange nach der Eröffnung der nächsten Session finden Reichstags- und preußische Landtagswahlen statt. Dieser Umstand sollte Herrn v. d. Recke bewegen, jetzt oder im Herbste nichts zu verlangen, was begründeten Bedenken begegnet. Durchsetzen wird er einschneidende Bestimmungen zur Einschränkung des Vereinsrechts im Abgeordnetenhause nicht — aber eine dahin abzielende Campagne würde den radicalen Parteien die Wahl- und Wühlarbeit erleichtern. Die Regierung hat also nur zu verlieren, wenn sie sich nicht auf die Aufhebung des § 8 beschränkt, oder sich nicht mit bescheidenen Forderungen begnügt. Daß er mit dem Gleichmuth seines Vorgängers eine aussichtslose Vorlage scheitern sähe — „na, denn nicht" — trauen wir Herrn v. d. Recke nicht zu. Einen Auftritt wie den am Tage der Einsargung der Umsturzvorlage erlebten verträgt auch eine Regierung nicht leicht zum zweiten Male.

Im Kampfe gegen die Umsturzbewegung wird die preußische Regierung um so leichter auf verschärfte Bestimmungen des Vereinsgesetzes verzichten können, je schärfer die Waffe ist, die ihr durch ein jüngst mitgetheiltes Urtheil des Disciplinarsenats des Oberverwaltungsgerichtes über das **Verhältniß zwischen Beamtenthum und Socialdemokratie** in die Hand gegeben worden ist. Die Thatsache, daß die ministerielle Correspondenz das Urtheil den weitesten Kreisen zur Kenntniß gebracht hat, beweist, daß die preußische Regierung der Wirksamkeit dieser Waffe sich völlig bewußt ist. Das Oberverwaltungsgericht hat nämlich nicht nur dahin entschieden, ein Beamter müsse aufs Strengste bestraft werden, weil er das Zustandekommen einer socialdemokratischen Versammlung dadurch begünstigte, daß er seinen Privatwald dazu hergab, sondern das Urtheil sagt auch klipp und klar, daß ein Beamter seines Amtes und des Vertrauens, das sein Beruf erfordert, sich unwürdig erweise, wenn er die Bestrebungen einer politischen Partei, welche die Grundlagen der bestehenden Rechts- und Staatsordnung grundsätzlich bekämpft, bewußt unterstütze oder fördere. Die Socialdemokratie hat es bisher für praktisch befunden, die Ansicht zu verfechten, es verstoße gegen die Pflichten eines Beamten nicht, wenn er privatim ihr Vorschub leiste oder gar für ihre Forderungen eintrete, vorausgesetzt, daß ihm in der Ausübung seines Amtes nichts nachgesagt werden könne. Diese Doctrin, die darüber hinweggeht, daß in jedem Beamten ein Theil der staatlichen Autorität verkörpert ist, welche die Socialdemokratie principiell negirt, hat sich insbesondere den kleineren Beamten gegenüber als zweckmäßig erwiesen, deren Sache die Socialdemokratie ihrerseits wieder so lange zu vertreten sich bemüht, bis die Verwirrung auf den gewünschten Grad gebracht ist, um zwischen diesen und den mittleren und höheren Beamten eine das geordnete Functioniren des staatlichen Apparates hindernde Scheidewand zu errichten. Durch das vorstehende Urtheil wird den Beamten zum Bewußtsein gebracht, daß der Staat ausreichende Machtmittel besitzt, um sich gegen diese Contrebande wirksam zu schützen. Damit ist aber die Tragweite dieses Urtheils noch nicht erschöpft. Es spricht, bevor es ausdrücklich auf die Socialdemokratie exemplificirt, ganz allgemein von einer politischen Partei, welche die Grundlagen der bestehenden Rechts- und Staatsordnung grundsätzlich bekämpft. Und das gilt nicht von der Socialdemokratie allein, sondern auch von der großpolnischen Agitation. Auch diese ist grundsätzlich Gegnerin der bestehenden Staats- und Rechtsordnung, indem sie die Lostrennung der ehemals polnischen Gebiete erstrebt, und es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß ein Erfolg dieser Bestrebungen nicht nur die Existenz Preußens, sondern auch des Reiches auf das allerschwerste erschüttern würde. Wie die Socialdemokratie jetzt immer wieder betont, daß sie nur der gesetzlichen Mittel sich zu bedienen beabsichtige, so bestreitet auch die polnische Agitation, daß sie mit Gewalt ihren Zielen nachstrebe. Aber auch für sie gilt, was das Oberverwaltungsgericht von der Socialdemokratie sagt, um darauf das oben citirte Urtheil zu begründen: Wenn sie die Macht zur Verwirklichung ihrer Ziele hätte, würde sie bis zu deren Erreichung auf gesetzlichem Wege schwerlich warten. Dieses Urtheil giebt unter diesen Umständen dem Staate, soweit versucht wird, seine eigenen Organe gegen ihn nutzbar zu machen, zur Abwehr eine starke Waffe in die Hand, und es ist zu wünschen, daß davon mit Nachdruck Gebrauch gemacht werde.

Der **Krieg zwischen der Türkei und Griechenland** ist endlich officiell ausgebrochen und damit der Zustand eingetreten, den die Mächte durch Monate hindurch verzögert haben, ohne mit ihrer „Friedensaction" auch nur den kleinsten Erfolg errungen zu haben. Durch ein einmüthiges und kräftiges Eingreifen im allerersten Stadium der kretischen Frage hätten sie zweifelsohne den Gang der Dinge, der nun zu einem blutigen, auf beiden Seiten mit Erbitterung und auf griechischer Seite wohl auch mit Verzweiflung begonnenen Kriege geführt hat, noch aufhalten können. Nachdem sie den rechten Augenblick einmal verpaßt hatten, mußten sie sich jeder weiteren Einmischung enthalten und durften die Pforte nicht hindern, selbstständig zu handeln und mit Griechenland fertig zu werden. Nun ist es doch dahin gekommen, daß die Türkei sich selbst ihrer Haut wehren muß, nur daß die Lage infolge der verzögernden und unaufrichtigen Politik Englands und der Eifersucht zwischen dieser Macht und Rußland sich aufs Aergste complicirt und der Kriegsschauplatz sich in gefährlicher Weise erweitert hat. Anfangs hatte man es nur mit Kreta zu thun, und es würde der Türkei nicht schwer geworden sein, dort die griechischen Flibustier zu Paaren zu treiben, ehe man in Athen daran hätte denken können, die Armee nach der makedonischen Grenze zu beordern. Aber diese retrospectiven Betrachtungen, so wenig wir auf dieselben verzichten konnten, ändern an der Sachlage nicht das Geringste mehr. Die Würfel sind gefallen, und das entscheidende Wort sprechen nunmehr die Waffen. Wie aus den im heutigen Morgenblatte mitgetheilten Drahtnachrichten zu ersehen ist, hat der Kampf an zwei Stellen der griechisch-türkischen Grenze begonnen, südlich von Elassona und bei Arta. Auf beiden Kriegsschauplätzen tobte gestern noch der Kampf, der heute entschieden sein dürfte. Beide Parteien schreiben sich, wie üblich, den Sieg zu, und es ist, da die griechischen und die türkischen Nachrichten sich direct widersprechen, im Augenblick ganz unmöglich, sich ein zutreffendes Bild der Lage zu machen. Sicher ist, daß am 17. April reguläre griechische Truppen die Grenze zwischen den beiden Hauptquartieren Larissa und Elassona überschritten haben, worauf die Pforte in Consequenz ihrer letzten Entschlüsse den Krieg erklärte, was den sofortigen Abbruch der beiderseitigen diplomatischen Beziehungen zur Folge hatte. Der griechische Feldzugsplan geht nun zunächst dahin, Elassona, der türkische dahin, Larissa zu nehmen. Zu diesem Zwecke ist die griechische Armee nördlich vorgedrungen, während die türkische sich südlich in Bewegung gesetzt hat. Noch auf türkischem Gebiete sind beide zusammengestoßen, an verschiedenen Puncten ist anscheinend mit wechselndem Glücke gekämpft worden, und nun ist die Frage: in wessen Besitz befinden sich die beiden wichtigsten Puncte, der Meluna- und der Reveni-Paß, deren Occupation den freien Vormarsch nach Elassona sowohl, wie nach Larissa bedeutet. Aber gerade in dieser entscheidenden Frage lassen die bis jetzt vorliegenden, an anderer Stelle wiedergegebenen Meldungen völlig im Stich. Nach der einen Version sind die Türken bei Reveni sowohl wie bei Meluna mit starken Verlusten zurückgeschlagen worden und haben in Unordnung sich zurückziehen müssen und den Vormarsch des griechischen Heeres auf Damassi zu und die Besetzung verschiedener Puncte in dessen Umgebung nicht hindern können. Nach anderen Berichten — bezeichnender Weise widersprechen sich auch die Telegramme englischer Blätter vom Kriegsschauplatz — sind die Türken überall siegreich vorgedrungen, haben den ganzen Meluna-Paß genommen, auch die von den Griechen besetzten Grenzblockhäuser wiedererobert, die ganze Höhenlinie längs der Grenze besetzt und den Feind über diese verfolgt; ja ein Gerücht besagt sogar, Larissa sei nach blutigem Kampf den Türken in die Hände gefallen. So steht Meldung gegen Meldung, und man wird auf umfassendere, genauere und zuverlässigere Nachrichten warten müssen, ehe man Klarheit gewinnen kann. Nicht besser steht es mit der Berichterstattung über die Kämpfe bei Arta, an der Westküste von Makedonien. Dort haben, vom Prevesa aus, welches den Eingang zum Golf von Arta beherrscht, am 18. April Morgens die Türken auf das den Busen von Ambrakia (— Arta) verlassende griechische Schiff „Makedonien" gefeuert und es in Grund gebohrt, was die Entsendung einer griechischen Flottille und die Beschießung Prevesas zur Folge hatte. Zwei Tage dauerte das Bombardement, das von türkischer Seite nur schwach erwidert worden sein soll. Nach griechischen Berichten wären fast sämmtliche Forts von Prevesa in Grund und Boden geschossen, griechische Truppen gelandet und Arta niedergebrannt. Die türkischen Meldungen fließen hier sehr spärlich; sie bestreiten nur, daß Prevesa bereits gefallen sei. Demnach scheint es, daß bei Arta die Griechen bis jetzt im Vortheil sind. Was die Streitfrage anbetrifft, wer die Schuld an dem Ausbruch des Krieges trägt, so steht auch hier noch Behauptung gegen Behauptung. Eine griechische Note sucht darzuthun, daß die türkischen Truppen bei dem Einfall irregulärer Banden sich nicht begnügt hätten, diese zurückzutreiben, sondern auch auf Vorposten der regulären griechischen Armee geschossen hätten; ein Rundschreiben der Pforte dagegen verweist darauf, daß an dem zweiten Einfall auf türkisches Gebiet bei Krania zweifellos reguläre griechische Truppen theilgenommen haben. Zieht man den ganzen bisherigen Verlauf des griechisch-türkischen Conflictes in Betracht, so kann es keine Frage sein, daß Griechenland die Verantwortlichkeit für die Ströme Blut trifft, die jetzt fließen. Noch am Freitag hat die Pforte erklärt, daß sie ihre Truppen zurückziehen werde, falls Griechenland das Gleiche thue; die griechische Antwort war die Ueberschreitung der Grenze, also die factische Kriegserklärung. Die Pforte befindet sich thatsächlich in Nothwehr und hätte schon längst, trotz des Abmahnens der Mächte, losschlagen sollen.

Die Unterhandlungen zwischen Paris und Berlin über eine Verständigung in Bezug auf die **Garnisonfrage** dürften, wie verlautet, in nächster Zeit beginnen; man sieht in Berlin einer Aeußerung der französischen Regierung entgegen. Die Berathungen werden nur in Europa geführt; es ist also nicht vorgesehen, wie es sonst bei solchen Abmachungen über streitige Gebiete geschehen ist, daß eine gemischte Commission örtliche Erhebungen im inneren Nigerbogen macht. Das „Bulletin du Comité de l'Afrique Française", das Organ der einflußreichen Colonialpolitiker Frankreichs, veröffentlicht soeben einen längeren Artikel über die Lage am Bogen des Niger, in dem auch der Zusammenstoß der französischen Officiere Band und Vermeersch, sowie des Gouverneurs Ballot mit den deutschen Officieren in Basilo und Kirikri im Einzelnen dargelegt wird. Natür-

---

Feuilleton.

Sucewittchen.

15] Roman von A. J. Mordtmann.

Nachdruck verboten.

Juanita blieb ohne Kenntniß von all diesen Vorgängen.

Ohne erwähnenswerthe Abenteuer langte Friedrichsen in Paris an. Diese Reise war für ihn eine förmliche Erholung nach allen Trübsalen der jüngst verflossenen Zeit. Obgleich mit Leib und Seele Kaufmann, war er doch nur mit Widerwillen in seiner gegenwärtigen Stellung thätig, weil er nicht vergessen konnte, was er früher gewesen. Wieder einmal selbstständig arbeiten und Anordnungen treffen zu können, erfüllten ihn mit wirklicher Befriedigung.

Zwei Tage blieb er in Paris, wo er einige geschäftliche Angelegenheiten der Firma Mauvillon & Co. mit glücklicher Hand erledigte. Dann setzte er seine Reise nach dem Süden fort. An einem unfreundlichen Nachmittag im Februar kam er in Toulouse an und stieg im „Lion d'or" ab. Nachdem er sich etwas erholt hatte, ging er aus, um die Stadt anzusehen und eine vorläufige Auskundung der Rue de la Garonne vorzunehmen, wo Herr Deffoudre wohnen sollte. Trotz des anspruchsvollen Namens war es eine wenig einladende Straße, die als enges Gäßchen vom Flusse ausging, nach einigen Krümmungen breiter wurde und schließlich in die Felder verlief. Eine Vergleichung der Nummern zeigte Friedrichsen, daß das gesuchte Haus ziemlich am Ende der Straße liegen müsse. Die Dämmerung brach schon herein, lichtscheues Gesindel schlich umher, und unter dem herabrieselnden Sprühregen sah alles so trüb und abstoßend aus, daß Friedrichsen nicht das Herz hatte, schon heute Abend das Haus aufzusuchen.

Er ging in ein Kaffeehaus an einem freien Platze, wo die helle Gasbeleuchtung und der stark fluthende Verkehr die eben empfangenen trüben Eindrücke verscheuchte. Um im Gasthof ein Abendbrot einzunehmen, verließ er gegen zehn Uhr das Kaffeehaus und schlug einige Seitenstraßen ein, die ihn seiner Berechnung nach bald in die breite Straße bringen mußten, deren Zierde der „Goldene Löwe" war.

Indessen, er hatte sich in der Orientierung getäuscht. Anstatt in die breite Rue Napoleon zu kommen, gerieth er in ein Gewirr kleiner Gassen, das endlich in eine bei Tage belebte, jetzt aber ziemlich einsame Straße mündete, die auf die Garonne zulief. Einige rothe Laternen hingen vor Wirthschaften niedern Ranges; sonst waren die meisten Häuser unbeleuchtet, da sie fast durchweg Geschäftslocalitäten enthielten, die jetzt geschlossen waren.

Im Begriff, sich wieder dem Mittelpuncte der Stadt zuzuwenden, blieb Rudolf plötzlich stehen, als er von einer der Schenken her ein junges Mädchen athemlos heranlaufen und von zwei halbtrunkenen Männern verfolgt sah. Gerade vor ihm stolperte sie und wäre hingefallen, wenn nicht Rudolf herzugesprungen wäre und sie aufgefangen hätte. Sie dankte kaum und wollte weiterlaufen, als er sie festhielt und sagte: „Seien Sie ohne Furcht, Mademoiselle, ich werde Sie beschützen."

Die Verfolger blieben stehen, machten aber dann, als sie sahen, daß das Mädchen einen Beschützer gefunden hatte, unter einigen rohen Redensarten und Flüchen Kehrt.

Das Mädchen war noch sehr jung. Der erste flüchtige Blick auf ihr Gesicht belehrte Friedrichsen, daß sie auch sehr hübsch sei. Jedoch dies allein würde ihn kaum bewogen haben, sich ihrer anzunehmen — denn über solche Straßenabenteuer dachte er keineswegs romantisch — wenn ihn nicht ihre Aehnlichkeit mit Jemand, den er kannte, aufgefallen wäre. Nur daß er jetzt bei genauerem Hinsehen und trotz angestrengten Nachdenkens sich garnicht darauf besinnen konnte, wer diese Bekannte sei. Aus einem kindlichen runden Gesicht blickten ihn schöne dunkelblaue Augen ängstlich und bittend an. Das Haar war von einem Tuch, das sie um den Kopf geschlungen trug, verhüllt.

„Bitte — Monsieur — lassen Sie mich jetzt gehen", sagte sie. „Ich danke Ihnen recht sehr, aber ich muß eilen."

„Erlauben Sie, daß ich Sie noch ein Stück Wegs begleite", erwiderte Rudolf ohne Zudringlichkeit. „Sie zittern ja noch immer, und ich glaube, Sie sind vor Belästigungen nicht sicher".

Wirklich streiften einzelne verdächtige Gestalten an ihnen vorbei, deren Mienen nichts Gutes weissagten.

Das Mädchen klammerte sich ängstlich an seinen Arm und sagte:

„Sie haben recht. Aber ich muß schnell zur Apotheke".

Dies Wort beruhigte ihn. Es schien ihm eine unverfängliche Erklärung für die auffallende Erscheinung eines jungen Mädchens zu so später Stunde in solcher Gegend zu enthalten.

„Sie haben wohl Niemand sonst zu schicken?" fragte er theilnehmend.

„Nein — mein Onkel war nicht zu Haus, sonst wäre er gegangen — und die Tropfen müssen geholt werden. Die Anfälle sind so gefährlich."

Beide schritten eilig neben einander her auf einen Laden zu, vor dessen Thür eine Laterne das Wort „Pharmacie" in purpurglühenden Buchstaben auf mattgeschliffenem Glase zeigte. Das Mädchen ging hinein, und Rudolf blieb draußen stehen, um sie zu erwarten. Während sie die Tropfen anfertigen ließ, zerbrach sich Rudolf abermals den Kopf mit der grübelnden Frage, wo er ein im Gesichtsausdruck und in der körperlichen Haltung seiner neuen Bekanntschaft so ähnliches Gesicht schon einmal gesehen hätte.

Der Apotheker war mit seiner Medicin rascher fertig als Rudolf mit seinem Nachdenken. Als das Mädchen wieder herauskam und ihren Beschützer von vorhin dort noch stehend fand, erröthete es und schreckte zurück, er aber sagte:

„Sie brauchen sich vor mir nicht zu fürchten. Aber meine Begleitung wird Sie vor unliebsamen Begegnungen schützen."

Sie willigte stumm ein, lehnte aber den Arm, den er ihr anbot, mit heftigem Kopfschütteln ab. Dann schritt sie so eilfertig aus, daß Rudolf ihr kaum folgen konnte.

Nach wenigen Minuten bog sie in die Rue de la Garonne ein, und hier sagte sie zu ihrem Begleiter:

„So, jetzt bin ich sicher, hier kann mir nichts mehr begegnen. Gute Nacht. Ich danke Ihnen recht sehr."

„Sind Sie hier schon zu Hause?"

„Noch nicht. Aber Sie dürfen nicht weiter mit. Unser Haus ist beinah das letzte — weit hinaus — und so weit darf ich Sie nicht hinausjagen."

„Warum nicht? Ich bin hier fremd. Morgen muß ich da auch hinauf und da kann ich mir den Weg einmal ansehen. Ich muß nach Nr. 125."

„Nr. 125!" rief das Mädchen. „Mein Gott, da wohnen ja wir!"

„Ich will zu Herrn Deffoudre."

„Das ist ja mein Vater!"

Sie blieb vor Erstaunen stehen.

„Oder nein — es wird mein Onkel Anatole sein ..."

„Dann sind Sie also ..."

„Ich bin Josephine Deffoudre."

Rudolf nahm höflich den Hut ab und nannte seinen Namen. „Er wird Ihnen freilich nichts sagen," fügte er hinzu. „Aber ich komme aus Hamburg."

„O, nun kann ich es mir schon denken — Sie wollen zu Herrn Williams. Wie seltsam!"

„Seltsam in der That. Aber — wer von den Ihrigen ist denn so krank?"

„Niemand. Mein Vater ist zwar seit Jahren geistesumnachtet" — die Augen Josephinen's füllten sich mit Thränen — „er kennt nicht einmal mich, seine Tochter!"

„Armes Kind! Welch' trauriges Schicksal!"

„Körperlich ist er gesund und kräftig — ihm fehlt nichts und dem Onkel Anatole auch nichts. Der Kranke ist Monsieur Williams, der heute Abend wieder seinen Anfall bekam, und da muß er diese Tropfen nehmen."

„Und haben Sie denn kein Dienstmädchen, das Sie schicken konnten?"

„O Monsieur, nein. Wir sind sehr arm!" Wieder blieb sie stehen, als komme ihr ein plötzlicher Einfall. „Unser Haus ist nichts für Sie ... bleiben Sie hier — ich schäme mich."

„Aber mein armes Kind," wandte Rudolf ein, indem er sie fortzog, „morgen muß ich ja doch den Herrn Williams besuchen. Und warum schämen Sie sich der Armuth. Das ist ein Unglück, aber keine Schande."

Dieser abgenützte Gemeinplatz kam dem guten Rudolf sehr geistreich vor und schien auch auf Josephine Eindruck zu machen. Sie fing wieder an, kräftig auszuschreiten und duldete es, daß er sie weiter begleitete. Der Weg war noch sehr lang und beide kamen abermals ins Plaudern.

Herr Williams litt an Herzkrämpfen, so erzählte Fräulein Josephine, und das einzige Mittel gegen solche Anfälle seien diese Tropfen, die ihm immer Linderung brächten. Die ärztliche Behandlung und die Arzneien seien sehr theuer, aber die Freigebigkeit der Hamburger Freunde des armen Williams ermöglichte ihm die Bestreitung dieser Kosten. Ah, das müßten brave Menschen sein, und es wären auch wohl Franzosen, denn sie hießen Gerard, was doch kein deutscher Name wäre.

„Es sind gleichwohl Deutsche", erklärte Friedrichsen über das nationale Vorurtheil, das sich in Josephinens Worten kundgab, unwillkürlich lächelnd. „Herr Gerard ist mein Chef und, obgleich ein Deutscher, einer der edelsten Menschen, die leben."

(Fortsetzung folgt.)